

(Nachdruck verboten.)

84)

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

Es kommt so weit, daß der brutale Galgenstrich dem Vater ins Gesicht sagt, „er thue nichts, als ihnen 's Brot wegessen und sie müßten für ihn arbeiten!“ Weiter fehlte dem unglücklichen Mann nichts mehr! — Das Weib leiht dazwischen und giebt dem Buben recht. Ich versteh' nur abgerissene Säse, aber ich merk', daß die beiden den Tenner rasend machen. — Ich geh' an die Thür, um im Nothfall einzugreifen. Da hör' ich noch die freche Stimm' vom dem Bengel: „Was willst denn Du, Du bist ja 'n Exkommunizirter, Du darfst mir gar nix sagen!“ Jetzt, — ein Schrei vom Tenner, wie wenn ein schlecht g'schlagener Stier sich auf seinen Peiniger wirft. — Drauf lacht der Bub': „Du zwingst mi nit, Du hast ja kei Kraft mehr!“ „Meinst'?" leucht Tenner. — Ein ersticker Laut vom Bub'n — plötzlich wird's still. — Da kreischt das Weib: „Jesus, was thust ihm denn? Laß 'n gehen, — 's ist mei ältester Sohn!“ Ich mach' die Thür auf und seh' grad' noch, wie der Tenner den Rangen mit seiner einen Hand würgt und ihn der Mutter vor die Füße schleudert: „Du hast Dein' ältesten Sohn!“ Dann reißt er den Stuken von der Wand und stürzt fort. Das Weib wirft sich schreiend über ihren Bub'n. Ich sag' mir in dem Augenblick, jeht gill's vor allem, die Sach' so lang vertuschen, bis der Tenner in Sicherheit ist. Ich untersuch' den Buben, der ist richtig hin. Das Weib rast, denn grad' der war ihr Stolz, — Aerger hätt' der Tenner sie nicht treffen können, wenn er sie selber todtg'schlagen hätt', — das hat ihm der Instinkt des Wahnsinns ein'geben. Die andern Kinder kommen aus ihren Betten und heulen mit der Mutter — ich hab' nie was grauhafteres erlebt. Dann, wie die erste Betäubung vorüber ist, fängt das Weib an, um Hilfe zu schreien, als wenn das noch was nützen könnt' und zuletzt natürlich heißt's: „Mörder — haltet den Mörder!“ Ich spring in den Stall und reiß dem Pferd ein Eisen 'runter, damit's unbrauchbar wird fürs Nachfahren. Bis die andern schwerfällig heintrotten und ihre Säul anschirren dacht' ich, ist er längst über die Berge. — Dadurch hab' ich, auch die Verfolgung aufgehoben, so lang's nur möglich war. — Dann bin ich fort auf die Wasserscheid, um die Sach' den Genossen mitzuthellen und Maßregeln zu Tenner's Sicherung zu treffen. Dort hab' ich dann erfahren, daß er sich nicht in die Berge, sondern hierher gewendet hat und daß ihm der Knecht den Stuken laden mußte. Da hab' ich auch gleich g'wußt, um was es sich handelt.“ —

Gemming schweigt — alles weicht jezt aneinander — die Kommission erscheint auf dem Platz. Der Leichnam wird untersucht. Der Arzt konstatirt, daß kein Leben mehr vorhanden. Dann folgt die Aufnahme des Befunds. Endlich wird der Körper aufgehoben und zur gerichtlichen Obduktion weggetragen. Da Haberer und Selbstmörder aber nicht ins Leichenhaus kommen dürfen, wird er einstweilen im Gasthaus des Hochbräu untergebracht, — der Habermeister todt im Hause Bissingers! Die friedlichen Bürger segnen und preisen die Gerechtigkeit dieser Fügung; Gemming aber macht eine Bewegung des Stels: „Kameraden, — wie schrecklich 's auch ist, — sein wir froh, daß er's überstanden hat!“

Die Menge verläuft sich oder folgt dem Transport der Leiche zum Hochbräu.

Da sieht Gemming den Hut Tenner's, der liegen geblieben: „Hier ist ja noch ein Zettel, den der Tenner geschrieben?“ Er übersieht ihn: „Dat den der Pfarrer gelesen?“

„I glaub nit,“ sagt der Rugmeister. „I hab' ihn immer beobachtet — er hat den Hut gar nit ang'schaut.“

„Oder nicht anschauen woll'n!“ murrte Gemming und hält den Hut unschlüssig in der Hand.

Es ist indessen Tag geworden und schon läutet's zur Frühmesse. Der Pfarrer kommt verspätet und eilig aus dem Hause. Gemming vertritt ihm respektvoll aber energisch den Weg: „Hochwürden entschuldigen — hier ist ein Zettel liegen geblieben, der an Sie adressirt ist. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen denselben zu überreichen.“

„Ich bin zwar eilig, indeß — geben Sie her!“ Der Pfarrer liest und wird etwas blaß, — aber er verzieht keine Miene. Als er fertig ist, sagt er kalt: „Allerdings war das wieder ein Habererstreich — da hat der Mann ganz recht! Guten Morgen!“ Er lüftet das Köppchen und geht seinen Weg weiter.

Eingefahrt.

An der Glocke des Pfarrhofs schell't. Fräulein Louis' öffnet. Vor der Thür steht eine gebeugte Gestalt: „Ist der Herr Pfarrer z' Haus?“

„Jesus, die Wiltraud! Hätt' Jhna beinah nit kennt, so schlecht sehen S' aus. — Nein, der Herr Pfarrer liest alle Tage um die Zeit die heilige Mess' —!“

Eine Christin, der man so etwas erst sagen muß, ist schon dadurch allein gerichtet — Fräulein Louis' spart sich also jedes weitere Wort.

„I bitt' um Entschuldigung,“ sagt Wiltraud, „i weiß dös scho, aber i hab' d' Uhr noch nit aufzog'n, i bin gestern erst komme — und bei uns drauß hört ma's Läuten so schwer.“

„Ach so, Sie waren ja so lang auf der Wasserscheid im Dienst. Ist Jhna aber nit gut bekomme — 'm Aussehen nach! Was haben's denn da droben für 'n Einkehr g'habt? Treten's nur 'rein ins Sprechzimmer, der Herr Pfarrer wird wohl bald kommen.“

„Warum seid's denn ös nit in der heiligen Mess'?“ fragt Wiltraud verwundert.

„I hab' 's Mäd'l 'neingehen lassen, weil i 'm Herrn Pfarrer hent 's Frühstück selber machen will, daß er 'n guten Kaffee kriegt, auf die Alteration. Er kann's brauchen! Da sehen's Jhna nieder,“ sie deutet auf einen Stuhl.

„I dank schön, i bin nit miad,“ sagt Wiltraud, „aber warum heißt's mi denn auf einmal „Sie“?“

„No, mein Gott — man betracht' Dich eben gar nimmer wie zu uns g'hörig. Bist ja scho bald drei Vierteljahr in kei Kirch'n mehr komme!“

Wiltraud schweigt.

„No, jezt hat's ja bald n' End mit dena Haberer,“ sagt Fräulein Louis' in auffälliger Ideenverbindung, aber scheinbar ganz aus dem Stegreif.

„Warum?“ fragt Wiltraud zerstreut.

„Warum?! No, wann amal der Habermeister todt ist — der hat sich doch hent Nacht erschossen —“

Wiltraud nickt: „Ja, i weiß es!“

„So, das weißt doch schon — trotz Deiner abg'legne Dag, wo D' kei Uhr schlagen hörst?“

„Es hat's mir einer von der Wasserscheid erzählt.“

Fräulein Louis' schüttelt den Kopf: „Alleweil Herren b' such?! Da geht's ja scheint's recht ungeniert zu!“

„Fräulein Louis' — mir ist gestern Abend mei Bruder g'storben!“

„Dei Bruder ist g'storb'n — o — bedauere sehr. Wie ist denn dös g'gangen, so plötzlich? I hab' g'hört, er sei weg'n Kränklichkeit heim'geschickt worden.“

Wiltraud sagt nichts weiter. Es ist ihr nicht ums Neben. — Fräulein Louis' sieht aber in dieser Verweigerung jeder näheren Anskunft eine beleidigende Absicht.

„Ja, ja — mit dena Haberer — die hab'n 'm Herrn Pfarrer schon viel Verdruß g'macht. Hent früh hat er g'sagt, wenn's so fort geht — reicht er sei G'luch um Verzeigung ein. — 'm Herrn Pfarrer ist's schon so verleidt — so!“

Es läutet die Wandlung. Beide Frauen beten still mit Wiltraud in Schmerz und Andacht versunken, die Pfarrerstöchin gewohnheitsmäßig. — Sie streift das Mädchen mit halbem Blick und sieht, wie ihr die Thränen durch die Finger rieseln, mit denen sie das Gesicht verhüllt.

„Ja, büß' Du nur, das ist Dir g'sund,“ denkt sie mit Genugthuung.

„So, jezt wird der Herr Pfarrer gleich kommen“, unterbricht sie das Schweigen, denn eine Pfarrerstöchin weiß genau, wie kurz oder wie lang ein Gebet sein darf. So und so viel — nicht drunter und nicht drüber. Zu lang und inbrünstig beten gehört sich auch nicht, da könnte man allerhand denken, was eins auf dem Gewissen hat! Das muß alles vorchriftsmäßig geschehen, sonst wird's auffällig.

Neben dem Sprechzimmer ist die Küche. Fräulein Louis geht hinaus und gießt den Kaffee auf.

„O mein Gott, mir zittern auch noch die Händ' von dem Schrecken“, sagt sie, als sie das Frühstücksbrett hereinträgt. „Das war a Nacht! Die gedenkt mir mei Lebtag. Jesus, was giebt's doch für Leut'! was man sich nur Schleich's denken kann: A Haberer — a Mörder und a Selbstmörder, alles mit'nander. Wo's nur in der Höll' noch 'n Platz haben für so viel schlechte Menschen! Jetzt nimmt sie's aber ich g'hörig mit die Haberer, z'erst den Florian, nachher den Habermeister und jetzt Dein Bruder — 's wär nur z' wünschen, daß es alle so ging.“

Wiltraud steht auf und nähert sich der Thür. „Fräulein Louis! — i will lieber draußt warten!“ sagt sie, sich mühsam bezwingend.

„Ganz wie D' willst — Du wirst ja am besten wissen, wo D' hing'hörst!“ erwidert die Haushälterin giftig.

Wiltraud steht auf den Steinplatten des Ausgangs und wartet. Das Mädchen, was die Fräulein Louis' unter sich hat, bringt die Nachricht aus der Kirche, daß der Pfarrer nicht zum Frühstück heimkommt — er habe gleich zur Kommission in den Hochbräu hinauf müssen.

„Lieber Gott“, jammert die Haushälterin drin in der Küche. „Der arme Herr! jetzt wieder so mit 'm nüchternen Magen 'rumspringe. Ach, der reibt sich noch ganz auf mit dena G'schichten, und hat doch kein Dank d'für. Schad' um den guten Kaffee.“

Sie gehen aus und ein, über den Gang, — um Wiltraud kümmert sich keine mehr. — Das arme Geschöpf, das die Nacht an der Leiche des Bruders gewacht, ist zum Umsinken müd. Aber draußt ist kein Stuhl. Es geschieht ihr ja recht — warum ist sie so! Hätte sie der Fräulein Louis' vorgeweint und ihre Wunden zur Schau getragen, alle Einzelheiten der fürchterlichen Heimsuchung ausgemalt, wäre sie nur ein bißchen gemeiner gewesen — dann wäre sie jetzt wohl dran. Es ist ja auch beleidigend, wenn so einer elenden Dirn nicht einmal was am Mitleid der Pfarrerstöchin liegt!

Endlich kommt der Pfarrer heim, abgesspannt und verstimmt. In dem dunkeln Gang, der kein eigenes Fenster, nur ein Oberlicht von der Hausthür hat, geht er an Wiltraud vorbei, ohne sie zu bemerken. Wiltraud redet ihn nicht an. Sie sieht, daß er überanstrengt ist, und will warten, bis er ausgeruht hat.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Könige im Exil.

Zeitgeschichtliche Plauderei von Ernst Montanus (Stuttgart).

König Georgios zog in den Krieg, um ein panhellenisches Reich zu schaffen; er hat aber, wie weiland der Lybier Krösus, bloß sein eigenes Regiment dadurch zum Wackeln gebracht. Klüger wäre es gewesen, wenn der Griechenkönig seine vor dem Kriege einmal geäußerte Absicht, sich in das bescheidene Dasein eines Privatmannes zurückzuziehen und freiwillig abdanken zu wollen, ausgeführt hätte, als nun — wie es ihm allem Anschein nach beschieden sein wird — das Schicksal seines durch die Revolution von 1862 entfernten Vorgängers Otto I., des zweiten Sohnes König Ludwigs I. von Bayern, zu theilen und die Liste der Könige im Exil zu vergrößern.

Fürstenthronen haben seit den ältesten Zeiten, wenigstens in den romanischen und den Balkanländern, die bedenkliche Eigenschaft gehabt, mitunter unzufallen; die Kronen sitzen dort in stürmischen Tagen nicht viel fester, als ein Zylinderhut bei scharfem Nordostwind, und so sind vertriebene und verbannte Fürstlichkeiten von jeher keine besonders seltene Erscheinung gewesen. Wohl kaum ein Jahr ist reicher an Abdankungen der Kronenträger gewesen, als das Sturmjahr 1848, und seither hat die Anzahl der „Potentaten a. D.“ noch erheblich zugenommen.

Alphonse Daudet zeigt uns in seinem bekannten Roman „Les rois en exil“ eine ganze Kolonie von ehemals gekrönten Häuptern, die, sämmtlich durch unterschiedliche Katastrophen von ihren Thronen gestoßen, während der ersten Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege zu gemeinsamem Exil in der Seinstadt versammelt waren. Die Modelle zu seinen Romanfiguren hatte der Verfasser im Leben gesehen. „Als junger Mann“, berichtet er, „hatte ich in den engen Gängen der Nachtrestaurants, im heißen Odem des Gastlichtes, der Gewürze und Patschulidüfte oft genug die rabenschwarze Perrücke des Herzogs von Braunschweig (genannt „der Diamantenerzog“) gestreift; bei Bignon gewahrte ich eines Abends auf dem rückwärtigen Divan den holländischen Prinzen „Citron le Taciturne“ (Kronprinz Wilhelm, Prinz von Oranien), wie er mit einer Halbweltlame ein Stück Gänseleberpasteete verzehrte. Auch die hohe stolze Gestalt des blinden Königs von Hannover erblickte ich eines Sonntags beim Verlassen des Konser-

vatoriums-Konzerts und sah, wie er am Arm der rührenden Prinzessin Friederike, die ihn leise anstieß, wenn er grüßen mußte, zwischen den Säulen der Vorhalle einhertastete.“

Bei der Eröffnung der hiesigen Pariser Ausstellung konnte man ganz dicht bei einander folgende Ex- und Pseudomajestäten gewahren: Don Francisco von Assisi und Don Carlos, sowie deren Ehehälften Donna Isabella und Donna Margherita, und außerdem noch den Herzog von Aosta, weiland Amadeus von Spanien. Es bestehen gegenwärtig in Europa 40 Throne, die von 26 Herrschergeschlechtern eingenommen werden. Unter den Regentenfamilien romanischer Zunge sind drei: Bourbon, Bonaparte und Braganza des Szepters verlustig gegangen, und ihre Angehörigen stellen das Hauptkontingent der gegenwärtig im Exil lebenden Fürsten und Fürstinnen.

In dem Gothaischen Genealogischen Hofkalender stehen auch sie gewissenhaft unter den noch „aktiven“ Potentaten verzeichnet, und wenn wir dieses Buch aufschlagen, so ist die erste aus ihrem Lande verbannte Majestät, auf die wir stoßen, die Herzogin Marie in Bayern, Schwester der Kaiserin von Oesterreich und Wittve des Exkönigs Franz II. von Neapel, der am 27. Dezember 1894 zu Arco in dem Hotel gleichen Namens an der Zuckerkrankheit starb. Er gehörte zu den italienischen Regenten, deren Throne die politischen Stürme der Jahre 1859 und 1860 umstürzten. Seine letzte Zuflucht war die Festung Gaeta, bei deren Verteidigung sich die Königin Marie, der „einzige Mann“ an seinem Hofe, durch hohen Muth hervorthat. Daudet hat dieser thatkräftigen Fürstin manche Züge für die weibliche Hauptfigur seines berühmten Romans entlehnt. Der Sohn des „Rè Bomba“ zog sich später, wie alle seine italienischen Schicksalsgenossen nach Oesterreich zurück und theilte mit ihnen auch das Geschick, vergessen zu werden. Nur die Nachricht seines Todes hat den Zeitgenossen diesen vertriebenen König für einen Augenblick ins Gedächtniß zurückgerufen. Kinder hinterließ er nicht, aber sein ältester Halbbruder, Alfons Graf von Caserta, der meist in Cannes lebt, hat nach dem Hinscheiden Franz II. als nunmehriger Chef des Hauses alle Rechte und Titel des Verstorbenen in Anspruch genommen und die früheren Proteste gegen die Besignahme seines Landes erneuert.

Wir lassen gleich die beiden Exfürsten folgen, deren Throne einst in Italiens Gauen standen: den Herzog Robert von Parma, dessen Land 1860 mit dem Staate des Königs Viktor Emanuel II. von Sardinien vereinigt wurde, und der mit seiner Familie meist auf Schwarzau am Steinfelde in Niederösterreich wohnt, und seinen Befährten im Unglück, Ferdinand IV., Großherzog von Toskana, der in der stillen Residenz am Domplatz zu Salzburg ein beschauliches Dasein führt.

Die Kaiserin Eugenie von Frankreich besitzt zwar zu Farnborough bei London einen festen Wohnsitz, schweift aber meist, trotz ihrer körperlichen Leiden und Gebrechen, ruhelos umher.

Der Zukunftskaiser der Bonapartisten ist bekanntlich der in Brüssel lebende Prinz Viktor, ältester Sohn von „Plon-Plon“; die Exkaiserin soll aber mehr Sympathien für seinen jüngeren Bruder Louis Napoleon hegen, Obersten in russischen Diensten.

Im Exil, das freilich nicht mehr ein durch politischen Zwang gebotenes ist, lebt die Großmutter des kleinen Königs Alfons XII., die Exkönigin Isabella von Spanien. Die Revolution von 1868 hatte allerdings sie und ihren Hof, an dem damals die Nonne Patrocinio und der Intendant Marfori ausschließlich maßgebend waren, vertrieben, doch konnte sie wieder nach Spanien zurückkehren, als ihr Sohn Alfons XII. dort den Thron bestieg. Ihre Lebensweise war jedoch eine so anstößige, daß ihre Anwesenheit in Spanien dem monarchischen Ansehen nur schaden konnte, und sie erhielt deswegen wiederholt Winke, ihren Privatvergünstigungen lieber „fern von Madrid“ und überhaupt außerhalb des Landes des Weins und der Gefänge nachzugehen. Die mit einer enormen Leibesfülle gesegnete Dame residirt seitdem vorzugsweise in Paris, das auf die meisten Depressiblen einen unwiderstehlichen Reiz auszuüben scheint. Dort hat sie am 10. Oktober 1896 auch die goldene Hochzeit mit ihrem Vetter und Gemahl, Don Francisco von Assisi, feiern können.

Ein Pseudokönig bloß ist der spanische Kronprätendent Don Carlos, Herzog von Madrid, den seine Anhänger König Karl VII. nennen, und der meist im Palazzo Loredan zu Venedig weilt. In erster Ehe war er vermählt mit der viel älteren und unschönen Margherita, Tochter des in Froßdorf verstorbenen Grafen von Chambord, den die Legitimisten König Heinrich V. nannten. Aus dieser Ehe stammt auch seine Tochter, Donna Eivira von Bourbon, deren Entführung durch den Maler Philipp Folchi neuerdings so viel Aufsehen machte. Als zweite Gemahlin hat Don Carlos die schöne Prinzessin Maria Bertha von Kohan heimgeführt.

Eine echte Exilpflanze ist auch der „Roi“ der französischen Monarchisten, Philipp XIII., als ältester Sohn des verstorbenen Grafen von Paris in Twickenham geboren und erzogen. Später schickte sein Vater den jungen Mann, dessen Unbändigkeit der Familie viele Sorgen machte, auf eine Reise um die Welt. Er that eine zeitlang Dienste in der englisch-ostindischen Armee, erlegte einige Tiger und begab sich dann nach Paris, wo er als einfacher Rekrut in die Armee eingestellt zu werden verlangte. Nach der kurzen Komödie des „fideles Gefängnisses“ in Clairvaux wurde der „Prinz Gamelle“ seinem Vater wieder zurückgeschickt. Auch

durch seinen Roman mit der schönen Madame Melba und andere Abenteuer hat der junge Herzog Philipp von Orleans viel von sich reden gemacht.

Eine Königin ohne Land ist die hochbetagte Ertönigin Marie von Hannover, geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, die Wittve König Georgs V. und Mutter des Herzogs Ernst August von Cumberland, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, der mit der dänischen Prinzessin Thyra vermählt ist. In Gmunden lebt der Herzog als Magnat, den größten Theil seiner Zeit auf der Jagd in den Bergen des Salzammerguts verbringend.

Nur eine Art Gastrolle als König im Exil gab seinerzeit Milan, der Vater des jetzt regierenden jungen Königs Alexander I. von Serbien. Am 6. März 1889 dankte er zu Gunsten seines Sohnes ab, ließ sich dafür aber eine runde Million zahlen. Dann führte er in Paris, wo auch der entthronte Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II. († 5. Dezember 1891), die letzte Zeit seines Lebens verbrachte, als Graf von Takowa ein höchst vergnügtes Leben. Daudet hatte damals seinen Roman längst geschrieben, sonst könnte man glauben, er habe den serbischen Ertönig als Modell für seinen König Christian benutzt, der schließlich sogar seine Krone bei einem Pariser Trödler versetzt. Seine Hauptthätigkeit entfaltete der lustige Lebemann am grünen Spieltische der vornehmen Klubs und auf dem grünen Rasen der Tennisfelder, das Gold mit vollen Händen um sich streuend und auch dem Gwig-Weiblichen eifrig huldigend. Für pensionirte Könige, die sich amüsieren wollen, ist die Seinstadt aber ein sehr theures Pflaster, und so lernte sich denn auch das „große Portemonnaie“ des Ertönigs schließlich. Nicht verlegen, begehrte und erhielt er nun von der serbischen Regierung noch nachträglich eine ansehnliche Jahresrente, wofür er allen königlichen Rechten und sogar der serbischen Staatsangehörigkeit entsagte. König Alexander aber setzte seinen Vater, der sich inzwischen mit der früher von ihm geschiedenen Königin Nataka wieder verlobt hatte, durch Uraz vom 29. April 1894 wieder in alle seine Rechte als Mitglied des königlichen Hauses ein.

Zum Schluß dieser Porträtgalerie entthronter Potentaten seien auch noch einige exotische Könige und Königinnen, die neuerdings ins Exil wandern mußten, angeführt. Auf den Sandwich-Inseln ist 1893 die Republik proklamirt worden. Die Ertönigin Lilito-kalani von Hawaii versuchte 1895 durch einen Aufstand sich wieder auf den Thron zu setzen, wurde aber verhaftet und zu fünfjährigem Gefängniß und 5000 Dollars Geldbuße verurtheilt. Sie ist nun, nachdem sie allen Ansprüchen auf ihr bisheriges Reich entsagt, freigelassen worden und hat das Kastell Pianell in der Provinz Udine, wo einst Katherina Cornaro, die spätere Königin von Cypern, lebte, antauchen lassen, um in dem „Haus am weißen Strom“ (Kahala o ka Waieka) sich mit ihrer Nichte Vittoria Kaiulani dauernd niederzulassen. Eine Schicksalsgenossin von ihr ist die Königin von Madagaskar, Ranavaloa, die die Franzosen abgesetzt und nach der Insel La Réunion verbannt haben. Als dritten in Bunde nennen wir den Ertönig Behanzin von Sahomey, den die Nachbarherren der dritten französischen Republik nach der Insel Marguerite verbannten, auf der einst der „Mann mit der eisernen Maske“ und in neuerer Zeit Bazaine gefangen waren. Dort haust jetzt der schwarze Potentat mit vier Frauen, vier Kindern und einigen Dienern.

Es ist eine gar bunte Reihe von verbannten Herrschern aus der Gegenwart, die wir im vorstehenden aufgeführt haben. Manche darunter erscheinen wie Figuren, die die Phantasie eines Satirikers erfand.

Die Theater in Preußen.

Zu einer Statistik über die Theater in Preußen hat vor einigen Jahren die Regierung Stoff sammeln lassen auf Grund einer Umfrage über die Beziehungen der Agenten zu den Schauspielern. Das Ergebnis dieser Untersuchungen wird jetzt in der „Zeitschrift des Preussischen statistischen Bureaus“ mitgetheilt. Bei der Bearbeitung wurden die Theater in vier Gruppen eingetheilt: ständige mit 30 und mehr Wochen Spielzeit im Jahre, Saison-Theater mit 12 bis 29 Wochen Spielzeit und diejenigen Kunststätten, an welchen die herumreisende Truppe nicht genügend Publikum findet, um während der ganzen Spielzeit Aussicht auf ausreichende Einnahmen zu haben; endlich Theater mit weniger als vier Wochen Spielzeit. In der ersten Gruppe wurden in Preußen 53 Theater gezählt, darunter 19 in Berlin, 4 in Breslau, 3 in Hannover, je 2 in Frankfurt a. M., Magdeburg, Stettin, Halle, Essen, Wiesbaden und Posen. An vier von diesen 53 Bühnen wohnt den Vorstellungen „kein höheres Kunstinteresse inne“, davon sind 2 in Berlin. In der zweiten Gruppe befanden sich 103 Theater mit 12 bis 29 Wochen Spielzeit, von denen 9 die künstlerischen Anforderungen an ein wirkliches Theater nicht erfüllten. Von Bühnen mit über 4 bis einschließlich 12 Wochen Spielzeit wurden 164 nachgewiesen, von denen 29 unter dem künstlerischen Niveau standen. Endlich entfielen auf die kleineren Bühnen mit herumreisenden Künstlern 130 Theater, von denen nach Ansicht der Ortspolizeibehörde fast die Hälfte wirklich künstlerischen Ansprüchen nicht genügte. Von Vereins-Theatern werden nur 15 angegeben, davon 7 für Berlin. Die überwiegende Mehrzahl der Theater befand sich in Privat Händen. An Größe des Zuschauerraumes steht mit 1900 Plätzen das Frankfurter Stadt-Theater obenan. Ihm folgen das Kölner Stadt-Theater und Kroll's Theater zu Berlin

mit 1720 bzw. 1660 Plätzen. Das königliche Schauspielhaus zu Hannover übertrifft die beiden königlichen Theater zu Berlin und zwar das Schauspielhaus um mehr als 600 Plätze. Zwischen ihm und dem Opernhaus zu Berlin hat das Stadt-Theater zu Düsseldorf seine Stelle. Theater mit 1000 und mehr Zuschauerplätzen hat es 51 in Preußen. — Die erste Stelle nach der Zahl der angestellten Schauspieler und Schauspielerinnen nimmt das Berliner Theater mit 48 mitwirkenden Künstlern ein; ihm folgen das Schiller-Theater mit 47, das Lessing-Theater und das Residenz-Theater mit je 45, das Barmer Stadt-Theater mit 42 und das Deutsche Theater in Berlin, sowie das Stadt-Theater in Breslau mit je 41. Bei letzterem beträgt die Gesamtanzahl der angestellten künstlerischen Kräfte einschließlich des Operpersonals siebenzig Personen, welche zugleich auf dem Toalia-Theater auftreten. Auch das Altonaer und das Kölner Stadt-Theater weisen eine Doppelbesetzung für Schauspiel und Oper auf. Beide stehen mit der Gesamtzahl von 55 bzw. 47 Mitgliedern in der vordersten Reihe der Theater Preußens. Das königliche Schauspielhaus zu Berlin zählt 40 Mitglieder, das königliche Opernhaus, welches an Mitgliederzahl alle Opernbühnen Preußens übertrifft, 33 Sänger und Sängerinnen. Auf den Opern- und Operettenbühnen und als Sänger bzw. Sängerinnen wurden beschäftigt 233 männliche und 181 weibliche Personen. Die Gesamtzahl aller Schauspieler betrug 2413, die der Schauspielerinnen 2082. Als Sänger und Sängerinnen wurden außerdem aufgeführt 443 bzw. 388 Personen.

Eine scharfe Scheidewand zog das Statistische Bureau zwischen Theatern, in denen geraucht und Schankwirtschaft betrieben wird, oder nicht geraucht wird. Die amtlichen Bearbeiter nahmen an, daß dem Hervortreten der physischen Genüsse ein gleichzeitiges Sinken der geistigen entspricht. Unter den Theatern der einzelnen Abteilungen wurden demnach gezählt: Von den 53 Theatern mit mindestens 30 Wochen Jahresspielzeit wird in nicht einem einzigen geraucht, in vier wird aber Schankwirtschaft betrieben und in sechs wird gleichzeitig geraucht und Schankwirtschaft betrieben. Unter den 103 Theatern mit 12—30 Wochen Spielzeit ist eins, in dem geraucht werden darf, in 16 wird Schankwirtschaft betrieben und in weiteren 16 geraucht und Schankwirtschaft betrieben. Von den 164 Bühnen mit 4—12 Wochen Spielzeit ist in 26 das Rauchen und die Schankwirtschaft gestattet, in 61 nur die Schankwirtschaft. Im ganzen war von in Preußen vorhandenen 501 Bühnen an nur zwei Theatern das Rauchen allein gestattet, in 151 wurde Schankwirtschaft betrieben und in 91 weiteren geraucht und Schankwirtschaft betrieben.

Ueber den Werth der ganzen Enquete heißt es in der amtlichen Denkschrift: „Für die Beurtheilung der im heutigen Theaterwesen offenbar vorhandenen Mißstände boten die Fragebogen selbst keine Handhabe, und auch von den beigelegten Erklärungen der Polizeibehörden über etwa hervorgetretene Mißstände in wirtschaftlicher, sozialer und künstlerischer Hinsicht geben nur wenige eingehendere Nachrichten; dagegen beschäftigten sich einige Berichte aus den einzelnen Regierungsbezirken, meist auf Grundlage von Gutachten der Polizeibehörden, näher mit der künstlerischen und sozialen Seite des Theaterwesens. Aus diesen Aeußerungen ergab sich die früher in den Motiven zum Gesetzentwurf betr. Abänderung der Gewerbeordnung vom 14. Januar 1896 hervorgehobene Thatsache, daß die soziale Stellung der Schauspieler und Schauspielerinnen sich zur Zeit der Aufnahme unter einem Drucke befand, dessen Ausgangspunkt in den ungünstigen Engagementsbedingungen, dem Agentenwesen und nicht zum wenigsten in dem Nothstande lagen, der durch das Ueberangebot an schauspielerischen Kräften, sowie die Interesslosigkeit der Menge hervorgerufen ist.“ Hiermit stehen die Angaben, welche die Fragebogen zur Frage 16 „War der Besuch stark, mittel oder schwach?“ bieten, in Uebereinstimmung. Der Besuch wurde bezeichnet an 33 Theatern als stark, an 275 als mittelstark, an 181 als schwach. Der schwache Besuch lastete in erster Linie auf den an und für sich schwächsten Unternehmungen, während die ständigen Theater mit 30 Wochen Spielzeit in der weitaus überwiegenden Anzahl von Fällen wenigstens einen mittleren und im Verhältnis zu den anderen Gruppen auch am häufigsten einen starken Besuch aufwiesen. „Die Denkschrift folgert daraus: „Im Interesse der Kunst ist dieses Ergebnis sicher nicht zu bedauern; denn es erscheint als ein Zeichen dafür, daß der Geschmack des Publikums anspruchsvoller geworden ist und sich lieber den selteneren und theuereren Besuch eines großen Theaters und künstlerisch höher stehender Schausstellungen gönnt, als für die meist unzulänglichen Leistungen kleiner Wanderbühnen sein Geld opfert. Andererseits drückt diese bei den heutigen Verhältnissen leicht zu erklärende Geschmacksentwicklung den wirtschaftlichen Standpunkt der kleineren Theaterunternehmer noch tief herunter, sodaß die Leiter mittlerer Bühnen, zumal in den Großstädten, immer mehr genöthigt sind, dem groben Sensationsbedürfnisse der Menge nachzugeben und künstlerisch minderwertige, aber stark wirkende Stücke aufzuführen. Dies trifft um so eher ein, als der Theaterunternehmer oft über eine nur höchst mangelhafte Bildung verfügt. So ist der mittlere Schauspielerstand auf einen Punkt angelangt, von dem aus die künstlerischen Rücksichten mehr und mehr verschwinden, dafür aber die Geschäftspraxis stark in den Vordergrund tritt. Dient doch in vielen Fällen die Theatervorstellung nur als ein Zugmittel für den Besuch des Gasthauses, in dem sie vor sich geht und welches sein Besitzer für die Theatergewerke hergiebt, um dadurch den Genuß geistiger Getränke zu erhöhen.“

Kleines Feuilleton.

Das Muckerthum an der Arbeit. Der „Eis-Lothr. Volksparthei“ wird aus Colmar geschrieben: „Eines der schönsten Gedichte Adalbert v. Chamisso's, „Die alte Waschfrau“, stand in den ersten Auflagen des Lesebuchs für die Oberstufe der Elementarschulen in Elsaß-Lothringen. Es mußte heraus, weil darin die Verse stehen:

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Vielleicht geben diese Zeilen dem bekannten oberelbässischen Abgeordneten, der seinerzeit diese Angelegenheit im Landesausschuß zur Sprache brachte, Veranlassung, dafür einzutreten, daß auch in anderen Büchern, die unsere Elementarschüler in Händen haben, die Ausdrücke wie „empfangen“, „gebären“, „geboren aus...“ zc. wegfallen. Man kann nie vorsichtig genug sein.“

Theater.

— **Schiller-Theater.** Der Mann, dessen hohes Patronat vom Olymp herab erbeten wurde, als man das Wallner-Theater von neuem aufthat, mag die am Montag an ihn begangene Majestätsbeleidigung in Gnaden verzeihen. Madame Bonivard, die energievollste aller Theater-Schwiegermütter, ist gewiß kein besonderes klassisches Gebilde, aber ihr Auftreten ist nicht die größte der an Schiller begangenen Sünden. In der Dame steckt immerhin eine ansehnliche Portion fest französischer Banne, die sie vortheilhaft unterscheidet von den bleichsichtigen Wachsfiguren der Moser und Schönthan. Konnten diese flachbrüstigen Lieutenantbräute es sich im Schiller-Theater bequem machen, ei, nun, so mag auch der Madame Bonivard ein Plätzchen eingeräumt werden.

Die erste Aufführung des drohenden Schwanes gelang gar nicht so übel. Frau Agnes Werner brachte für die Heldin des Stückes ein überreiches Temperament mit, das durch alle drei Akte hindurch auf die Zuschauer erschütternd wirkte. Auch Herr Patry als unglücklicher Schwiegerohn traf im Spiel das rechte, und die Damen Pauly und Lebermann wußten sich mit ihren nicht ganz von züchtiger Hausbackenheit erfüllten Rollen taktvoll abzufinden. Ebenfalls verdienen die Herren Reimann, Steinicke und Gyben uneingeschränktes Lob. Das Stück war mit vielem Geschmac inszeniert. —

Literarisches.

— **Friedrich List's handschriftlicher Nachlaß.** Die im Besitze der Stadt Rentlingen befindlichen Schriften, Briefe, Tagebücher, Entwürfe zc. aus dem Nachlasse des Nationalökonom Friedrich List hat der dortige Gemeinderath von Herrn E. Fehleisen ordnen, sichten und zusammenstellen lassen. Die Arbeit hat ein halbes Jahr in Anspruch genommen. Auf dem Rathhause der Vaterstadt List's ist nun eine Fülle all' des Trefflichen, das der große Agitator für den Schutzoll und das Eisenbahnwesen in Deutschland geschaffen hat, dem Publikum zugänglich. Es finden sich da neben den Akten über List's Ausschließung aus der württembergischen Kammer und seinen bekannten Prozeß, der für ihn den Verlust von Freiheit, Mandat und Heimath zur Folge hatte, seine hochinteressanten Tagebücher aus dem amerikanischen Westen. Durch alle Stadien seines bewegten Lebens führt die reichhaltige, sorgfältig registrierte Nachlaß-Sammlung.

Erziehung und Unterricht.

— **Der erste Hochschullehrer für Arbeiterschulung.** Das amtliche Organ der österreichischen Regierung, die „Wiener Zeitung“ meldet die Zulassung des Konzipisten des böhmischen Landesauschusses Dr. Joseph Lutas als Privatdozenten für Arbeiterschulung in der Theorie und Praxis an der tschechischen technischen Hochschule in Prag. —

Naturwissenschaftliches.

— **Die Kraft der Schneelawinen,** wie die glücklicherweise nicht allzu häufigen Berichte über die bei den Niedergängen entstandenen Verheerungen beweisen, ist ganz enorm. Um unseren Lesern einen Begriff dieser elementaren Kraft zu geben, ist der Niedergang der Lawine im Gemmy-Paß in der Schweiz vom 11. September v. J. rechnerisch in mechanische Kraft umgesetzt und ergab sich eine Energie von 4400 000 000 Meter-Tonnen. Da das Phänomen nur 1 Minute zum Niedergang benötigte, so entwickelte es in dieser Minute 1000 000 Pferdestärken. Diese in elektrische Energie umgewandelt, entspräche einer Jahresbeleuchtung von 90 000 Glühlampen von 16 Normalkerzenstärke bei einer täglichen Brenndauer von fünf Stunden. —

Humoristisches.

cl. **Fastnachtskull marokkanischer Studenten.** Aus Tanger wird unterm 12. Mai berichtet: Die Studenten der Feci-Universität feierten vor einigen Tagen, wie alljährlich, ein sehr merkwürdiges Fest. In der „Kairnanoda-Moschee, der weitberühmten

Stiftung einer reichen strenggläubigen Dame, versammeln sich während des ganzen Jahres die „tulba“, d. h. die im Koran bewanderten Jünglinge, und studiren unter der Leitung berühmter Lehrer Theologie, Jurisprudenz, Morallehre, Kosmogonie und Mathematik. Einen Monat vor dem Kurban Weiramfeste kommen sie zusammen, um eine Art Karneval zu feiern. Sie wählen einen Fasching-Sultan, der einen Tag lang König der „tulba“ heißt. Von der „Kairnanoda“-Moschee aus bewegt sich eine große Prozession nach Had-Fez, wo inmitten eines kreisrunden Lagers der Possenthron des neuen Sultans aufgeschlagen wird. Es muß hier bemerkt werden, daß schon acht Tage vorher die Krone öffentlich versteigert wird, wobei es den Bürgern der Stadt selbst verboten ist, sich an der Versteigerung zu betheiligen. Diesmal kaufte ein Bergbewohner die Krone und nahm nun rechtmäßig den Eintagsthron ein; von Stund' an hatte er eine Leibgarde mit Musli zu seiner Verfügung. Dann wählte er Minister, Gouverneure und Bezire, die ihm Geschenke brachten, wie Steine, Hörner, Säcke mit Sand und ähnliches. Die Juden schenkten ihm acht Kater. Der Gouverneur der Stadt verfab ihn mit Zucker, Mehl und anderen Lebensmitteln, und das Eintagskönigthum wäre ihm eine schöne Erinnerung gewesen, wenn er nicht, altem Brauche gemäß, im letzten Augenblicke seiner Herrschaft mit einem Steinregen regaliert worden wäre, der ihn in die Flucht trieb. Zum Schlusse des Festes wurden die Geschenke des Gouverneurs getheilt: einen Theil erhielt der „Monarch“ als Entschädigung für die Steinigung, während der Rest den Studenten zufließt. —

Vermischtes vom Tage.

— **Wo fährt man am billigsten?** Antwort: Mit der elektrischen Straßenbahn in Ulm, denn da kostet's gar nichts! Die Regierung hat laut „Augsb. Postztg.“ die Tarifhöhe u. s. w. bis jetzt noch nicht genehmigt und weil sich die Stadtväter Ulms nicht mehr länger necken lassen wollen und damit sich die „Leute“ besser dran gewöhnen, läßt man Groß und Klein seit 14 Tagen unentgeltlich spazieren fahren. —

— **Explosion.** Montag entstand in einer Elberfelder Farbenfabrik durch Explosion mehrerer mit Säure gefüllter Ballons großes Feuer. Sieben Mitglieder der Fabrikfeuerwehr sind durch Einathmen giftiger Gase lebensgefährlich erkrankt; einer davon ist bereits gestorben. —

— **Im Nordostsee-Kanal hat sich schon wieder ein Schiffsunglück ereignet.** Der Ewer „Johannes“, aus Hamburg kommend, wurde Montag nachmittag 5 1/2 Uhr bei 86 Kilometer von dem Dampfer „Mimi“ aus Kiel, der infolge kurz vorher erlittenen Bruchs der Steuerkette manövrirunfähig geworden war, angerannt, led' gestochen, und ist, nachdem er von der Befabung verlassen war, im Kanal gesunken. Der Verkehr ist nicht gestört. —

— **Das ist deutlich.** Auf einer Wanderversammlung der bayerischen Landwirthe in Weiden hielt Prinz Ludwig von Bayern, der dereinstige Thronfolger, folgende Ansprache: „Daß ich in Bayern überall gut aufgenommen sein werde, davon war ich überzeugt, habe auch wie immer gebeten, für mich keine besonderen Feste zu veranstalten, weil ich nicht will, daß meine halben Städte und Gemeinden sich in Unkosten stürzen. Ich halte mich an das Wort Ludwigs II. bei dem Wittelsbacher Jubiläum, wo er sagte: Ich und mein Volk brauchen keine solche Sachen.“ Ob man das — auf der Wanderversammlung natürlich — verstanden haben wird? —

— **Die Elbe steigt weiter.** An der böhmisch-sächsischen Grenze beträgt jetzt schon der Wasserstand 3,50 Meter über Null. —

— **In Wien ist in der Gemädegalerie Czernin ein Dr. med. Bela Lenai aus Budapest beim Bilderdiebstahl verhaftet worden, man glaubt, daß er auch große Gallerien anderer Städte bestohlen hat. —**

— **Auch aus Südrumänien werden starke Ueberschwemmungen und Unterbrechungen des Bahnverkehrs gemeldet. —**

— **Ueberschwemmungen.** Aus Klausenburg wird gemeldet: Die aus dem Gebirge kommenden Zuflüsse der Flüsse Szamos und Kramos sind durch den anhaltenden Regen stark angeschwollen. An Waldungen und Saaten ist durch Sturzflüsse beträchtlicher Schaden verursacht. Zahlreiche Mühlen wurden von den Wellen fortgerissen. —

— **Die männlichen Eleven der Pariser Maler-Hochschule werden für Monatsfrist ausgeschlossen, weil sie gegen die weiblichen Eleven demonstriert haben. —**

— **Die Einwohnerzahl der größten Städte Rußlands.** Nach der neuesten Volkszählung haben Petersburg 1 267 023, Moskau 988 610, Warschau 614 752, Odessa 404 651, Lodz 314 780, Wiga 282 943 und Kiew 248 750 Einwohner. —

— **Eine Pulver-Explosion hat sich, wie aus Bangkok gemeldet wird, in Pankuan ereignet.** Dicht bei einem großen Saale, worin 100 Eingeborene, die von der Armee desertirt waren, gefangen gehalten wurden, befand sich ein Pulvermagazin, wo 95 Pulver- und Dynamitfässer lagen. Eine Wache war nicht vor dem Magazin. Eine weggeworfene Cigarette soll angeblich die Explosion verursacht haben. Das ganze Gebäude wurde in Atome zertrümmert. Dichte Mauern in der Nähe stürzten ein. In der Munde von zehn englischen Weifen erzitterten die Häuser. 25 Weifen von Gefangenen wurden aufgefunden. —